



Monteere Speimat

■ Beilage zur Käliner Zeitung ■

Nr. 3

Sonnabend, den 7. Hornung 1931.

Nr. 3

Der Chimmeke von Loiz.

Seine Entwicklung vom Seelengeist zum nassen Hühnchen.

Von O. Knopp, Stargard.

III.

Etwas vom Seelenglauben in Posen und Pommern.

Der Glaube, daß die abgeschiedene Seele nach dem Tode fortlebt, ist so alt wie die Menschheit selbst und findet sich bei fast allen Völkern, auch bei den noch auf niedriger Kulturstufe stehenden wieder. Er war auch bei unsren heidnischen Vorfahren vorhanden und lebt noch heute in den zahlreichen Gespenster- und Spukgeschichten des Volkes fort. Mit dem Tode verläßt die Seele den Körper. Dieser ist tot, aber die Seele stirbt nicht; sie bleibt zurück und verweilt noch an dem Orte, wo sie, noch im Körper wohnend, gewirkt hat. „Die Seele wanzt“, pflegt man in Pommern zu sagen. Besonders gilt das nach pommerschem Glauben von solchen Menschen, die beim Sterben noch irgendeinen Wunsch auf dem Herzen hatten, den sie nicht mehr erfüllen konnten; sie wandten auf der Erde umher und können im Grabe keine Ruhe finden, bis ihr Wunsch erfüllt ist. Eine Frau zu Neuendorf starb, ohne daß sie die zur Hochzeit ihrer Tochter bestimmten Bettlen fertig bekommen konnte; nun wannte ihr Geist am Hause ihres Mannes umher und klopfte alle Abend gegen 11 Uhr an das Fenster, bis die Bettlen fertig waren (Haas, Sagen von Usedom-Wollin Nr. 65; vergl. Blätter f. pomm. Volkskunde 8, 152). Ein Verstorbener, der zu seinen Lebzeiten eine Pflicht auszuführen unterlassen oder vergessen hat, muß nach seinem Tode wieder erscheinen, um das Versäumte nachzuholen. In Kaujawiern glaubt man, daß derjenige, der im Leben die Prozession versäumt hat, dies nach seinem Tode nachholen muß. Etwa in der Mitte des Dorfes Scheringen (Czerlejno) im Kreise Schroda befindet sich ein großes, altes, zum Teil schon zusammengebrüntes Gebäude, das vom Volke die Hölle genannt und als Eingang in die Unterwelt betrachtet wird. Vor Zeiten, so erzählen einige, soll es ein Jesuitenkloster gewesen sein. Einst starb in einem nahen Nonnenkloster eine fromme Nonne. Nach ihrem Tode erschien in jeder Mitternacht in der Zelle des frömmsten Bruders des Jesuitenklosters eine weiße Gestalt, die laut das Vaterunser betete. Alle Fragen des Bruders ließ sie unbeantwortet, sondern sagte das Vaterunser immer wieder von neuem auf. Endlich fiel es dem Bruder auf, daß die sonderbare Erscheinung jedesmal am Schlusse des Gebets das Amen wegließ. Als das nun in der nächsten Nacht wieder geschah, sprach er: „Amen!“ In demselben Augenblick erschien der Mönch die vor wenig Wochen verstorbene Nonne, und auf seine Frage antwortete sie: „Als ich noch unter den Lebenden weiste, vergaß ich bei meinen Gebeten immer das Amen am Schlus.“ Deshalb sollte ich nicht eher zur Ruhe kommen, als bis es jemand zu meinem Gebet hinzugefügt hätte. Nun hast du mich erlöst, und ich danke dir dafür.“ Darauf verschwand sie und hat sich auch seit der Zeit nicht wieder sehen lassen.

Auch wer durch plötzlichen Tod gehindert wird, etwas zu offenbaren, muß wieder erscheinen. Im Schlosse zu Lomnitz sah man längere Zeit hindurch in einem Zimmer den Schatten eines Mannes, der

auf etwas zu warten schien. Wenn man jedoch genauer hinsah, verschwand er, um nach einiger Zeit wiederzukommen. Einst waren zum Geburtstag des Schlossherrn viele Gäste geladen, und auch ihnen fiel der Schatten auf. Sie hatten den Schlossherrn um Aufklärung der Erscheinung, und er erzählte: „Vor einigen Jahren hatte ich wie heute zu meinem Geburtstage Gäste geladen. Nach dem Mittagessen machte ein Herr den Vorschlag, auf das Feld zu reiten, und die andern erklärten sich damit einverstanden. Ein Herr und eine Dame ritten voraus. Bei

kommt es die Frau nicht mehr in dem Hause auszuhalten und zog aus. An einem späten Herbstabend kam ein Wandersmann in das Dorf und bat um Unterkunft für die Nacht. Da nirgends Platz war, schickte man ihn in das leerstehende Haus, nachdem man ihm vorher erzählt hatte, was sich darin zutrug. Der Wandersmann aber ließ sich dadurch nicht abschrecken und sagte, er wolle schon mit dem Gespenst fertig werden. Als die Leute ihn am nächsten Morgen vergnügt aus dem Hause kommen sahen, fragten sie ihn, ob er von dem Spuk etwas gemerkt habe, und er erzählte nun: „Nachts zwischen 11 und 12 Uhr erschien mir wirklich ein händeringender Mann und blieb vor mir stehen. Ich reichte ihm meinen Stock hin*) und sagte: Guten Abend! Dann fragte ich ihn, was er wolle. Da sagte der Mann: Ich bin dazu verdammt, meine Schafe zu hüten; denn ich habe auf dem Boden rechts von der Eingangstür einen Topf mit 800 Talern vermauert, und bei meinem plötzlichen Tode ist es mir nicht mehr möglich gewesen, meinen Angehörigen davon Mitteilung zu machen. Darauf führte das Gespenst mich auf den Boden und zeigte mir die Stelle, wo das Geld vermauert war. Ich habe ihm versprochen, sie seinen Angehörigen zu zeigen. Dann gab mir der Mann die Hand, ich aber reichte ihm abermals den Stock hin. Er bedankte sich nun bei mir und sagte, er sei jetzt erlöst. Dann verschwand er.“ Der Wandersmann zeigte nun den Leuten das Geld, und als sie es nachzählten, stimmte es auf Heller und Pfennig.

Wenn bei der Einsargung oder dem Begräbnis des Toten etwas vergessen oder verabsäumt ist, erscheint der Geist wieder und fordert sein Recht. Ein Kind, dessen am Sonntag nach der Beerdigung nicht von der Kanzel aus gedacht worden ist, kehrt in jeder Nacht in die Wohnung seiner Eltern zurück, legt sich zu ihnen ins Bett und peinigt sie, bis der Geistliche ihm von der Kanzel herab die Ehre erweist und noch einmal an seinem Grabe betet (Pos. Sagen 1893, S. 130). Ein polnischer Graf ist gestorben. Sein geiziger Erbe zieht der Leiche einen alten Rock an, und da dieser zu eng ist, schneidet er ihn hinten auf, damit er ihn aufzupfen kann. Der Tote erscheint nun mit hinten aufgeschnittenem Rock in des Geizigen Schlafzimmer und kommt erst zur Ruhe, als man der Leiche einen neuen Rock angezogen hat (Schles. Zeitschrift f. Volkskunde, Heft 15, 80). Ähnliches wird auch in Pommern erzählt, s. Haas, Volksagen (4. Aufl.) Nr. 17, und sehr häufig sind auch die Erzählungen, in denen der Totengeist das ihm entrissene Eigentum zurückfordert oder zurückholt.

In einem Dorfe des Kreises Obornik wohnte ein Bauer, der nur darauf ausging, andern Leuten Un-

Bauernaust und Bauerngeist,
Ob auch selten man sie preist.
Sind des Volkes Quell und Macht,
Sind die Sieger in der Schlacht,
Wohl dem Staat, der das bedacht.

Sohnrey.

dieser Gelegenheit fiel der Herr auf eine unerklärliche Weise vom Pferde und verwundete sich so schwer, daß er schon nach wenig Augenblicken seinen Geist aufgab. Eben hatte er noch der Dame gesagt, daß er seinem Vater etwas zu gestehen habe. Aber der Vater war nicht bei der Gesellschaft, sondern saß mit einigen Herren im Schlosse bei Wein und Kartenspielen. Als er hinzutrat, war der Sohn schon tot und hatte sein Geheimnis mit sich genommen. Seit dieser Zeit sieht man im Schlosse den Schatten des Unglückslichen, der auf den Vater zu warten scheint.“ Mit dieser Erklärung waren die Herren zufrieden und kümmerten sich nicht weiter um den Schatten. Nach einigen Stunden hatten sie keinen Wein mehr, und der Hausherr forderte einen Diener auf, aus dem Keller welchen zu holen. Der aber ließ lange auf sich warten, und einer der Herren rief mißgestimmt dem Schatten zu: „Bringe du uns Wein heraus und warte nicht auf den Vater; denn er ist nicht unter uns.“ Raum hatte er diese Worte ausgesprochen, da streckte der Schatten seine Hand nach ihm aus, und der Spötter fiel tot zu Boden. Der Schatten aber verschwand auf immer.

Auch wer vergessen hat oder verhindert gewesen ist, seinen Hinterbliebenen den Ort anzugeben, wo er sein Geld versteckt hat, muß wieder erscheinen und davon Anzeige machen. In dem Dörfchen Ninino bei Rogasen soll einst ein geiziger Mann gelebt haben, der Frau und Kindern nichts gönnnte, obwohl er Geld genug besaß. Da geschah es eines Tages, daß er von der Leiter fiel und sich das Genick brach. In der Nacht nach seinem Begräbnis zwischen 11 und 12 Uhr hörte seine Frau einen großen Lärm auf dem Boden. Sie richtete sich im Bette auf, und da sah sie, wie sich die Tür öffnete und ihr Mann händeringend hereinkam. Er ging um den Tisch und entfernte sich dann wieder. Das wiederholte sich acht Wochen lang immer zu derselben Zeit. Endlich

*) Einem Geist soll man nicht die Hand reichen, denn er verbrennt sie. Das wird in Posener Sagen sehr häufig erzählt, aber auch in pommerschen. U. Jahn, Volksk. Nr. 515: dem Totengeist wird der Ring auf einem Stock hingehalten; der Stock ist nachher halb verloht. Haas, Sagen von Usedom-Wollin Nr. 99: ein Mädchen reicht der schwarzen Frau ein ungefäßtes Tuchentuch hin, das mit einem Donnerschlag in schwefelgelber Flammen aufschlämt.

recht zuzufügen und der durch Prozesse viele in das größte Elend stürzte. Das ging so etliche Jahre hindurch. Als der Mann aber 50 Jahre alt geworden war, da ließen ihm die Geister der durch ihn unglücklich gewordenen Menschen keine Ruhe mehr. In jeder Nacht von 12 bis 3 Uhr spukte es furchtbar in seinem Hause; er hörte dann Kettengerassel, großes Geschrei, Klappern mit den Zähnen, Stampfen mit den Füßen, Schläge, Flüche, kurz, das ganze Haus war voll von Lärm und Getöse. Auch am Tage verfolgten ihn verschiedene Gestalten mit Verwünschungen. Nach drei Jahren verkaufte er sein Gut und kaufte sich ein anderes. Aber auch dort war es nicht besser, eher noch schlimmer. Als er starb, ging das ganze Unheil auf seine Kinder über, und erst, als diese das Unrecht ihres Vaters gutgemacht hatten, hörte das Spuken auf.

Auch Scheintote erscheinen wieder (Naugarder Sagen Nr. 12), und die Seelen von unschuldig zum

Tode Verurteilten und Gerichteten kehren wieder zurück, um ihre Unschuld zu beweisen, um sich zu rächen und den falschen Anklägern und Richtern zu fluchen (Pos. Sagen 1913, Nr. 12, und Blätter für Pomm. Volkskunde 8, 130 und 154). Auch Freveler aller Art, Grenzverrücker, Meineidige, Mörder und Selbstmörder und ebenso Ermordete müssen nach ihrem Tode wieder erscheinen, hauptsächlich, um für ihre Sünden zu büßen. Die Sagen sind sehr zahlreich. Ein Selbstmörder aus Bergen auf Rügen muss nach seinem Tode „nachspuken“. Jeden Mittag zwischen 12 und 1 Uhr hängt er wieder an dem Baum, an dem er sich einst erhängt hat. Aber nicht jeder Mensch kann ihn hängen sehen, sondern nur sogenannte „Spökenkiekers“, denen die Gabe des zweiten Gesichtes beiwohnt (Haas, Sagen von Bergen Nr. 50). Ueber das Holzhaken in der Sage s. diese Blätter Jahrg. 1928, Nr. 22 und 23.

den slawischen Flurnamen finden wir S. 55 einige Namen, die zweifellos rein deutschen Ursprungs sind: Kahlung, Dammbruch, Wäsentücke, Wollsaat (?). Dagegen ist wahrscheinlich „Kuscheln“ (69), das sich nur rechtseitlich findet, slawischen Ursprungs, ebenso Medowa (74); vgl. Meduwe für Madue. — Bei Radump (63) mag noch darauf hingewiesen werden, daß bei Fritz Reuter der Rohrdommel „Rodump“ heißt. Remel (69) kommt von niederdtch. remel, Rand, und bedeutet einen schmalen Streifen an der Seite eines Feldes. Bei Farenbrink, Farenfoll (72) möchte ich an Farnkraut denken. „Moor“ (74) in der Bedeutung heute einfach mit „Wiese“ gleichzusehen, dürfte doch wohl nicht angängig sein; vielfach werden allerdings heute ehemalige Moore trocken gelegt zu Wiesen geworden sein. Unter Moor selbst aber versteht man nach wie vor schlammiges, sumpfiges Gelände. Unter Bülten (76) versteht man „höchiges Sumpfland mit Gras- und Rohrbüschen auf den Erdhöckern“.

In dem alphabetischen Verzeichnis findet sich S. 149 der Fln. „Füllungen“ (Abtshagen), wobei auf die Erklärung von Fülluhlen (von villen, „schinden“, Fell abziehen), S. 78, verwiesen wird. Diese Ableitung dürfte jedoch für „Füllungen“ nicht in Frage kommen. Das Wort findet sich auch im Kreise Köslin verschiedentlich, z. B. in Samund. Einheimische erklären es mit „kleine Niederung die sich bei Regenwetter und im Frühjahr, nach der Schneeschmelze, mit Wasser anfüllt“. Ich möchte diese Deutung für zutreffend halten. Auch Rahn kommt in seiner Flurnamensammlung von Greifswald zu dieser Erklärung.

Die Deutung von „Kavel“ (88) ist vollständig unzureichend. Es gilt, auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes zurückzugehen, die Losholt, Holzstück zum Auslösen, dann Los, Losantel selbst ist. Ich darf dieserhalb auf meine Ausführungen in „Die Flurnamen als Bausteine für die Kultur- und Siedlungsgeschichte unserer Dörfer“ 1927, S. 17/18, verweisen. Ebenso vermisst man bei Kamp (90) eine Zurückgehen auf die ursprüngliche Bedeutung, die etwa als „abgegrenztes, bisweilen auch eingefriedigtes Stück Weide, Feld, Gehölz“ anzusehen sein dürfte.

Das häufige Vorkommen von Bullenwiese, Bulletpoppel, Bullenbrint usw. zeigt uns nicht, daß Bullen und Ochsen früher viel verbreiter in der Viehwirtschaft usw. waren, sondern, daß früher der Bullenhalter des Dorfes die Nutzung einer bestimmten Gemeindewiese hatte, die davon ihren Namen erhielt. Die Ableitung der Bezeichnung Kauhnors von der „kulturellen Beschaffenheit“ (101) ist nicht recht klar. Meines Erachtens kann nur die Gestalt

vor: Die Orts- und Flurnamen des Kreises Grimmen 1913 (verlegt in der Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald, 187 Seiten; Preis 5,— RM.). Wenn diese Veröffentlichung naturgemäß auch von besonderer Wichtigkeit für die Heimatsforschung des Kreises Grimmen ist, so ist sie doch auch ein sehr schätzenswerter Beitrag für unsere pommersche Flurnamenforschung überhaupt. Denn, je mehr Namen zusammengetragen werden, um so eher werden wir die Möglichkeit haben, Worte, deren Bedeutung bei bisher vereinzelt Auftreten noch unklar war, zu erklären, wenn neue Sammlungen gleiche Worte in klarerem Zusammenhang oder in reinerer niederdeutscher Form bringen. Tatsächlich weist auch diese neue Sammlung eine ganze Reihe von Worten auf, über deren Bedeutung bisher hier und da bei pommerschen Flurnamensammlern noch Unklarheit herrschte. In einzelnen Fällen hat auch der Verfasser den richtigen Sinn nicht erfaßt. Wir wollen durch die Aufdeckung dieser Mängel den Wert seiner Arbeit keineswegs verkleinern, sondern nur verhindern, daß derartige Fehler in neuen Arbeiten aufgenommen werden, zumal gerade die fernliegendsten und unmöglichsten Deutungen von Orts- und Flurnamen bei unseren pommerschen Sammlern den meisten Anflang finden, wie manche Veröffentlichungen in Heimatblättern zeigen. Unter

Unser Volkslied.

Bon Reinhold Lange.

Sommerabend ist's. Der letzte milde Sonnenstrahl umloß noch lind und weich des Turmes Kreuz, als würd's ihm schwer, das Scheiden. Nun ist er schlafen gegangen, und ganz allmählich ist der laue Abendwind gekommen. Leise durchstreicht er die Kronen der alten Eschen und Eichen und flüstert mit den Binsen am Bach. Wir sitzen unter der breitkronigen Gartenlinde und lassen den Stimmungzauber eines dörflichen Sommerabends einzehen in unser Herz. Da tönen Klänge durch das stillle Wiesental. Burschen und Mädchen des Dorfes sind es, die die Romantik des „lühligen Grundes“ in dem zarten Gewebe jenes schlichten Volksliedes aufsteigen lassen. Da kommen einem unwillkürlich die Worte der Dichterin Maria von Ebner-Eschenbach in den Sinn:

Ein kleines Lied, wie geht's doch an,
Dass man so lieb es haben kann?
Was liegt darin? Erzähle! —
Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohlklang und Gesang
Und — eine ganze Seele!

Wohl hat unser deutsches Volkslied in den letzten Jahrzehnten den Platz im Konzertsaal zurückerobern, der ihm gebührt, wohl hat es heute seine feste Stelle auf dem Programm unserer Gesangvereine; aber das Haus des deutschen Bürgers verschmäht noch beharr-

lich die unkästige deutsche Kost, erfreut sich vielmehr an den süßlich-sentimentalen Weisen großstädtischer Operettenschlager. Nicht einmal im fernen Dorfe ist man vor einem Ueberfall durch diese musikalischen Produkte gesichert, wie eine Seuche überfluten sie das weite deutsche Vaterland. Aber immer nur für kurze Zeit. Denken wir doch einmal an jene „Lieder“ zurück, die in unserer Jugendzeit Haus und Gasse beherrschten! Man findet ihre Spur nicht mehr. Und wenn Sie nach dem Grunde ihrer überraschend schnellen Vergänglichkeit fragen, dann kann nur die Antwort gegeben werden: „Es waren keine Volkslieder; das Volkslied überdauert wie ein echter Diamant die Zeit, nichts vermag ihm Festigkeit und Glanz zu rauben; die Gassenhauer zerrollen wie Gemeine Kiesel.“

Was ist's denn um das echte Volkslied? Da darf ich wohl einen Dichter sprechen lassen, der Jahre seines Lebens hindurch aus dem Born des Volksliedes schöppte, Theodor Storm. In seiner tiefempfundenen Novelle „Immensee“ sagt er: „Die Volkslieder werden nicht gemacht, sie wachsen. Sie fallen aus der Lust wie Mariengarn, bald hierhin, bald dorthin und werden an tausend Stellen zugleich gesungen. Unser eigenstes Tun und Leiden finden wir in ihnen, es ist, als hätten wir an ihnen mitgeholfen; es sind die Urtöne, die da schliefen in Waldesgründen, Gott weiß, wer sie einmal fand.“ Diese Ansicht Storms, nach der das Volkslied von selbst, gleichsam wie ein Gras entsteht, ist wissenschaftlich unhaltbar, denn jedes Volkslied, auch das einfachste, hat seinen Verfasser. Aber den Namen jener Drossel, die das Lied zuerst gesungen hat,

nennen uns kein Lied, kein Heldenbuch. Vielleicht war's „ein jung feins Zimmermannsgesell“, ein Student, ein Schreiber, „zwei Häuer zu Freiburg in der Stadt“, oder gar „zwei Jungfräule zu Wien in Österreich“. Ein Wasser kann sich lange im Innern eines Berges aufstauen, schließlich gelangt es aber an irgend einer Stelle zum Durchbruch. So war es auch bei der Entstehung eines Volksliedes. Was eine Gesamtheit von Menschen unbewußt fühlte und lange auf dem Herzen trug, das kam plötzlich bei einem zum Ausdruck. Dieser wußte selbst nicht einmal, daß er ein Dichter sei. Er war ja nur das Sprachrohr der Masse. „So ist das Volkslied erwachsen aus einer einheitlich seelischen Atmosphäre, die über das ganze Volk verbreitet war, und, über alle Unterschiede des Standes und Besitzes hinweg, die Schichten zu einer kulturell geschlossenen Nation verband.“ Das Volkslied war eine Gemeindichtung, wie Gotik, Barock, Rokoko, eine Gemeinkunst. Der Begriff „Volkslied“ ist erst im Jahre 1778 von Herder geprägt, viel älter aber als diese Bezeichnung ist das Lied selbst.

Unser Volkslied ist im wesentlichen das Volkslied der Vergangenheit, und die deutsche Vergangenheit spiegelt sich in ihm. Als das sangesfrohe Geschlecht der Staufer zu Grabe gegangen war, da sank auch mit ihm das Rittertum von seiner stolzen Höhe herab, und seine einst so herzbezwiegende Minnesoepie flog wie ein verschüchtertes Kind von den verlassnen trümmenden Burgen in die deutschen Städte. Aber die biederer Handwerksmeister brauchten hübsch Elle und Zollstock, maßen dem etwas leicht gekleideten Kinde lange Kleider an, schrieben ihm

des Flurstücks für die Benennung maßgebend gewesen sein.

Abgesehen von diesen kleinen Irrtümern ist die Arbeit als ein wertvoller Beitrag zur volkskundlichen Erforschung unserer Provinz zu begrüßen, den

wir auch in die Hand von Heimatfreunden und Heimatlehrern Pommerns, außerhalb des Kreises Grimmen, wünschen, gibt er doch eine vorzügliche Anleitung zur Verwendung der Flurnamen für den heimatkundlichen Unterricht.

Dr. Schulz.

Jahresbericht 1930 des Vereins für Heimatkunde und Heimatschutz e. V. Köslin.

Erstattet von Studienrat Dr. Siuts.

Dem Verein gehörten bei Beginn des Berichtsjahrs 94 Mitglieder an; ausgeschieden sind 9, hinzugekommen 29, somit zählt der Verein am Jahresende 114 Mitglieder. Außerdem gehören ihm 3 lebenslängliche und 1 Ehrenmitglied an.

Den Vorstand bildeten seit 1929: Bankdirektor Dr. Schulz, 1. Vorsitzender, Reg.- und Baurat Goehrz, 2. Vorsitzender, Oberpostsekretär a. D. Spielberg, Archivar, Studienrat Dr. Siuts, Schriftführer, Buchhändler Hoffmann, Schatzmeister. Im Laufe des Berichtsjahrs schieden durch Wegzug aus die beiden Vorsitzenden; ihre Geschäfte übernahm der Schriftführer. Der durch Krankheit oft behinderte Schatzmeister wurde durch Herrn Buchhändler Frater vertreten.

Bom Wirlen und Schaffen seiner Mitglieder.

Die Arbeit des Vereins litt sehr durch den Verlust von drei tüchtigen Männern: Oberschullehrer P. Schulz ist am 3. 2. 1930 allzufrüh durch den Tod hinweggerafft; seine unverwüstliche Tatkraft und Bühigkeit machten seine Mitarbeit unersetzlich, zumal er, wie nur wenige, mit heimatlicher Art vertraut war. Der 2. Vorsitzende, Baurat Goehrz, der nach Hannover versetzt ist, hat uns als Dezerent für die Fragen des Heimatschutzes in der Regierung und auch als Sachverständiger für die heimatliche Bauweise unschätzbare Dienste geleistet. Noch schwerer zu ertragen war der Verlust unseres nach Stettin verlegten unermüdlichen 1. Vorsitzenden Dr. Schulz, der ja bei allen Arbeiten des Vereins die freibende Kraft war. Seine Tatkraft und seine Fähigkeit, mit Menschen aller Art umzugehen, sind unersetzlich. Der Verein wünscht beiden in ihrem neuen Wirkungskreis volle Befriedigung und hofft, daß sie die Verbindung mit dem Kösliner Verein auch weiterhin pflegen.

Die Hauptarbeit des Vereins galt auch in diesem Jahr dem Heimatmuseum. Neuerwerbungen mußten eingeordnet und vielfach Umstellungen in den Sammlungen vorgenommen werden. Außerdem ist die Inventarisierung und Katalogisierung in Angriff genommen; durch diese werden die Sammlungen erst wissenschaftlichen Zwecken zugänglich gemacht werden. Um das Museum bekannt zu machen und es als Volksbildungsmittel auszuwerten, haben Mitglieder des Vereins sich immer wieder für Führungen und Vorträge im Museum zur Verfügung gestellt. Auch haben wir wie in früheren Jahren versucht, durch die Presse für die Zwecke unseres Vereins zu werben. In "Unsere Heimat" (Schriftleiter Dr. Schulz) kamen neben unseren Mitgliedern viele tüchtige Heimatforscher wie Knoop und Asmus zu Worte. Im Januar 1931 veranstaltete der Verein zusammen mit dem Heimatmuseum eine Ausstellung von Aquarellen und Handzeichnungen nach Motiven aus der Umgegend Köslins von unserem Mitglied Herrn Gewerberat Szczepanski. Weitergeführt wurde die Arbeit an der Sammlung der Volkslieder und der Flurnamen durch Dr. Schulz. Die Flurnamensammlung für unseren Kreis geht ihrem Abschluß entgegen. Auch an der Förderung des Volkskundeartals war der Verein beteiligt, ebenso an der Feststellung der technischen Kulturdenkmale, die von dem Bund Heimatschutz aufgenommen werden.

Vereinsveranstaltungen.

Zur Erledigung der Vereinsgeschäfte wurden im Berichtsjahr vier Mitgliederversammlungen und sechs Vorstandssitzungen zusammen mit der Vorfestschau des Heimatmuseums abgehalten. Es sprachen: am 6. 2. Pastor Magdalinski, Schlesien, über seine Ausgrabungen und deren Ergebnisse für die pommersche Vorgeschichte, am 26. 10. Rector Weber über das Spinnrad und am 18. 11. der-

selbe über die Kolberger Museumstagung. Am 26. 10. beteiligte der Verein sich sehr zahlreich an dem Geburtstagsfest des Museums im Museum und im Club. Die Einnahmen des Vereins betrugen 515,80 RM, die Ausgaben 510,14 RM. Das Vermögen betrug am 31. 12. 29: 1812,04 RM, am 31. 12. 30 1820,45 RM.

Dank und Wunsch.

Der Verein dankt allen, die ihn in seiner Arbeit unterstützen haben, und bittet sie, ihm auch in Zukunft die Treue zu bewahren und ihm zu helfen bei seiner vaterländischen Arbeit, an dem Schutz der heimatlichen Natur und Kultur. Wir hoffen, daß die Werbetätigkeit noch größer werden wird und daß uns im nächsten Jahr viel mehr neue Mitglieder zugeführt werden.

Verein für Heimatkunde und Heimatschutz.

Bericht über die ordentliche Mitgliederversammlung am 26. Januar 1931.

Trotz des schlechten Wetters und der durch Schnee und Regen hervorgerufenen Unwegsamkeit der Danzigerstraße hatte sich ein zahlreicher Kreis von Vereinsmitgliedern um 20 Uhr im großen Zimmer des Heimatmuseums versammelt.

Nach einigen Begrüßungsworten des Unterzeichneten erläuterte Stadtbaudirektor Sardemann die an diesem Abend zum letzten Mal der Allgemeinheit zugänglichen Bilder, die Herr Gewerberat Szczepanski geschaffen hat, und die nun schon über vierzehn Tage lang immer neue Besucher ins Museum gelockt hatten. In sachkundiger Weise zeigte Herr S., wie der Künstler es verstanden hat, die Schönheit der Heimat an einfachen, aber charakteristischen Motiven zu erfassen. Er wies darauf hin, wie sehr gerade diese einfachen Bilder auf das Gemüt wirken, wie sie uns die Augen öffnen für die oft versteckte Schönheit unserer Heimat. Auch die Entwicklung der Technik des Künstlers würdigte er bei seiner Führung. — Es ist sicher, daß der Verein mit dieser Ausstellung einen guten Griff getan hat, und wir können Herrn Szczepanski nur von Herzen dankbar sein, daß er uns so liebenswürdig seine Bilder für diesen Zweck überlassen hat. Er kann versichert sein, daß er damit für die Erweckung der Heimatliebe viel getan hat. Und wenn wir in der kommenden Zeit auf einer Wanderung oder auf einem Spaziergang an diese oder jene Stelle gelangen, die er sich einst zum Motiv gewählt hat, so werden wir uns um so

vor, sein bedachtsam die Schritte zu stellen und die Blicke recht sittig und bescheiden zu Boden zu schlagen. So entstand in den deutschen Städten der Meistersang, der trotz eines Hans Sachs niemals das deutsche Gemüth erwärmen konnte. Da trat aus dem Dunkel der Zeit jenes braune Kind der Heide mit den zerzausten Locken, den Wildrosen im Haar, den strahlenden Blauaugen, das im Sturmwind die deutschen Herzen eroberte: es war das deutsche Lied. Nicht will ich damit sagen, als wenn es nicht schon früher gelebt hätte; wer vermag zu ergründen, wem es zuerst erklang? Aber seine eigentliche Geburtszeit ist das Jahrhundert der Reformation.

Große Zeiten haben immer tiefe Bewegungen der Volksseele im Gefolge. Das Volkslied des 18. Jahrhunderts konnte seine Blüte erleben, weil das Volk damals mehr Empfänglichkeit für dichterische Gemütsnahrung hatte als vorher oder nachher. Das Volkslied tritt nie mit der selbstgefälligen Spreizung einer überlegenen Kunstferelei auf, sondern schließt sich bewußt an das Empfinden und Denken des Volkes an, dessen Seele ihm trotz der höheren Bildung seiner Verfasser durchaus vertraut ist. Es klingt aber auch in den Zeitgeist völlig hinein, ohne sich irgendwie nach vergangenen Verhältnissen oder nach erhofften besseren Zuständen zu lehnen, ohne an dem Jetzt zu mäkeln, sondern es ist ihm mit allen Fasern ergeben. Und dieses Jetzt ist das große 16. Jahrhundert. Reich an tiefer feindseliger Eregung und Anregung, weil der Tag immer Neues bringt." Ein Wanderfieber ergreift die deutsche Welt. Nicht nur der fahrende Schüler durchzieht lernend die deutschen Gane, selbst den sonst so

ruhigen Bauersmann ergreift es urplötzlich mit unüberstehlicher Gewalt, er läßt den Pflug auf seiner stillen Heimatflur, und aus seinen Gesängen schlägt uns die Lust jener Zeit unverklärt entgegen. Unser deutsches Vaterland hat niemals so viele Abenteurer ohne Nach und Fach gesehn wie in jenen Tagen. Mit dem Mantelsack auf dem Rücken, dem Hoffen im Herzen ziehen sie in die weite Welt, ohne an den kommenden Morgen zu denken. Wir nüchternen Wirklichkeitsmenschen können diese Zeit nur gar zu wenig begreifen, aber wir sollten bedenken, daß Deutschlands Menschen der damaligen Tage großen Kindern glichen, die mit einem Schlag ihres Lebens und ihrer Lebenstrafe bewußt werden und nun auch dem Gefühl des nuerwachten Lebens Ausdruck geben. Was Wunder, daß das große Jahrhundert der Reformation, das die deutsche Volksseele aus den Dämmerzuständen der Kindheit erweckte, auch das Jahrhundert des Volksliedes wurde.

Doch es fiel ein Rest in der Frühlingsnacht". Der Dreißigjährige Krieg schritt mit seinem entsetzlichen Elend vernichtend über die deutschen Fluren und die zarten Blaublümelein des deutschen Volksliedes verwelkten. Der Brunnen des Liedes war in Norddeutschland fast gänzlich versieg; nur hin und wieder riefselten Tropfen, so in der verwegenen Soldatenpoesie des Siebenjährigen Krieges, im Freiheitsgesang von 1813/15, in den Tagen von 1870/71 und ein letzter leiser Nachklange im Weltkriege 1914/18. Da haben wir einen letzten Rest der dichten Kraft unserer Volksseele. Es ist ein ehrernes Gesetz, daß der Mensch nie zu dem zurückkehren kann, was er einstens war. Ein Volk, das zur Reise

gediehen ist, wird nie wieder Lieder dichten können wie die, die einst seine Jugendzeit durchlängen. Die Anschauungen und Gefühle des reisen Mannes sind andere als die der Jugendzeit. Das Grundgut an Phantasie und Gehör, das früher reich im Volke war, hat sich verflüchtigt, und nur diejenigen Stücke, die einen ganz geringen Anspruch auf Anschauung, Gefühl und Gehör stellen, finden Verbreitung. Die Kräfte des Volkes sind in der Gegenwart von andern Aufgaben dermaßen in Anspruch genommen, daß sie bisher noch nicht einen dichterischen Ausdruck gefunden haben, der imstande wäre, in der Masse umzulaufen, und darum sind auch in unseren Tagen wertvolle Volkslieder nicht entstanden; denn "das Entstehen eines Volksliedes setzt eine weit- und tiefreichende Einhelligkeit des Volsganzen voraus, die in den letzten hundert Jahren immer mehr und mehr verloren gegangen war und um die erst unsere Gegenwart wiederum zu ringen beginnt".

Die Zeiten, wo unser deutsches Volk als Ganzes dichtete und sang, sind dahin; aber eins kann und muß bleiben: Die Erinnerung an den Jugendquell unseres Volkes. Eins wollen wir von unserm Goethe lernen: Ost und gern zurückkehren zu jenen Schäzen, die einst unseres Volkes kostliches Gut in seiner Jugendzeit waren. Gerade an Goethe sehen wir den Beweis, was es heißt, beim deutschen Volkslied in die Schule gehen. Und wenn nach Jahrhunderten die deutsche Welt über so manches seiner Werke wird zur Tagesordnung übergegangen sein, an einem wird sie nie vorüberschreiten, und es ist nur ein kleines Lied: "Sah ein Knab' ein Röslein stehn, Röslein auf der Heiden."

mehr an der Schönheit und an der Eigenart dieses Stückchens Erde freuen, und wir werden dankbar dessen gedenken, der uns die Augen erst so recht für das Anziehende der Heimat geöffnet hat.

An diese Führung schloß sich der geschäftliche Teil der Jahressammlung an. Der Unterzeichnete erstattete den Jahresbericht Herr Greter den Kassenbericht. Beide sind an anderer Stelle abgedruckt.

Der Vorstand legte sorgungsgemäß seine Reimter nieder. Die Neuwahlen brachten folgendes Ergebnis:

1. Dr. Siuts, 1. Vorsitzender; 2. Stadtbaurat Sardemann, 2. Vorsitzender; 3. Oberpostsekretär a. D. Spielberg, Archivar; 4. Rector Weber, Schriftführer; 5. Buchhändler Greter, Schatzmeister.

Zum Schluß kam es noch zu einer angeregten Aussprache über mancherlei Anregungen, die

von Vorstandsmitgliedern oder anderen Mitgliedern ausgingen. Der Vorstand hat die Vereinsmitglieder ihn mehr als es bisher geschehen sei, durch Mitarbeit zu unterstützen; vor allen Dingen seien im Museum noch viele Kräfte nötig für Aufsicht und Führungen; es gehe nicht an, daß diese Arbeit immer wieder nur von wenigen geleistet werde. Auch dürfe nicht versäumt werden, immer neue Mitglieder zu werben. Hingewiesen wurde ferner auf die der Heimatkunde dienenden Vorträge der Volkschule. Man wünschte, diese nach Möglichkeit in das Museum zu verlegen. Als eine wirksame Unterstützung seiner Sache sieht der Verein auch die Sonderfahrten, der Post an, welche diese im Frühjahr wieder aufzunehmen wird. Auch will man dann den Versuch mit botanischen Wanderungen als Gegenstück zu den so erfolgreichen vogelkundlichen Wanderungen Herrn Lenskis machen.

Dr. Siuts.

Die Frau meinte, er wolle betteln, und sagte: „So se, ik hebb allein nich völ, ik kann Enn nicht wat gäve.“

„Ach nein, Mutterchen“, erwiderte der Handwerksbursche, „ich geh' nicht betteln; aber ich bin heute schon drei Meilen gelaufen, ohne etwas zu essen, und habe mächtigen Hunger. Nun hab' ich einen Sperling gefangen und wollte Sie bitten, mir den zu braten.“

„Na, dat will ik geern daune; aber doarmit ware Sei nich wiet reise.“

„Ja, Mutterchen, das muß schon reichen, deur mehr habe ich nicht.“

Die Frau pflückt nun den Sperling ab, nimmt ihn aus und brät ihn. Dann bringt sie ihn auf den Tisch, legt ein halbes Brot dabei, stellt einen Teller mit ungefähr einem halben Pfund Butter daneben und sagt: „De Sparling is doch wull sehr wenig; aber will mi dat gefüllt hett, dat Sei nich beile gähne, hebb ik Enn noch wat Brot o Botter brecht doarvun, läne Sei sich so völ aßschiede, dat dat tum Fleisch reift.“

„Ja, Mutterchen, das werd ich tun.“

Und nun setzt er sich hin und isst alles auf. Wie die Frau, die sich unterdessen in der Wirtschaft beschäftigt hatte, wieder an den Tisch tritt, schlägt sie die Hände zusammen und ruft: „Mein Gott, hebb Sei dat alles upjäte?“

„Ja, Mutterchen“, sagt der Handwerksbursche und schiebt das lege winzige Stückchen Fleisch und den letzten Happen Butterbrot in den Mund, „das hat gut gereicht. Das haben Sie 'mal kein abgepaßt: soviel Fleisch, soviel Brot. Haben Sie vielen Dank und bleiben Sie schön gesund. Auf Wiedersehen!“

(Fortschung folgt.)

Schwänke und Schnurren aus Hinterpommern.

Von A. Gadd. Reinwosser.

(Fortschung.)

Der Kutscher erwidert nichts darauf, denkt aber: „Das will ich mir merken.“

Nach einigen Tagen will der Herr ausfahren, macht das Fenster auf und ruft dem Kutscher, der gerade aus dem Stall kommt, zu: „Kutscher, hat der Schmied den Wagen fertiggemacht?“

„Ja.“

„Wie ist das Wetter heut?“

„So mudrig.“

„Bon wo kommt der Wind?“

„Aha“, denkt der Kutscher, „nu will er mir wieder 'was“, und laut schallt seine Stimme über den Hof: „Gnädiger Herr, von hinten!“

„Schafskopf, so meine ich es nicht“, schreit der und schlägt zornig das Fenster zu.

89. Die Zahnschmerzen.

Dem Stiefvater meiner Mutter klagte einmal jemand, daß er so große Zahnschmerzen habe. Darauf meinte jener: „It war sei di bespräle. Böd mi noh: Mi deht de Tähn weih.“

Kranker: „Mi ud.“

Besprecher: „Mi deht sei nich weih.“

Kranker: „Mi ud nich.“

„Schweinhund, wot im klagst du denn?“ versehete darauf der Besprecher und langte dem Leidenden eine herunter, die nicht von schlechten Eltern war. Vom Schred vergingen die Zahnschmerzen und kamen auch nicht wieder.

90. Drin im Fenster.

An Buefrug e Ullesleit ha völ Jabe sun Quienkunhet hatt. Sei ha all Husmiddel brukt, awe nischt ha aschlage. Ul dem ulle Watebekiete Höft e Wultersdöp sie Rezept o dat gegen Veräupendau ha ne hulpe. Nu ha äa a Dawe'sch Kind seggt, dat bi erent so e ull parshonirt Herr wee(r), dei a vôle Lüde hulpe ha, nah dem schu bei Bue ma hegahe; hei mühd awe de Urin mitnähme. Dei frank Frug was an geboren Orin, o ae Braude wee(r) grad' tau Besauk. Dei mühd' nu mit nah Dawe.

Dei Frug von dem ulle Herre schick' dei Lüd' vom Goare tau äem Mann. Dei sā el(r): „Geht man wieder zu meinem Hause, den Urin aber stellt in das Fenster in meiner Stube!“ Dei Frug ha inne Kölen tau daur; sei sā sei jahüle ma so lang int Stuw' gohe. Hie sā nu dei Bue: „Jo, Schwage, da stell di ma rinne int Fenste!“ hei was awe so e Kee(r)l van Tollere twelf, dat Fenste awe was niedrig. Rinne mühd' hei, awe krummduwelt stünn he doa. Nu pralld' em ud no dei Sünn int Gesicht, o dei Schweit leip em't Ohr runne. Dei Bue awe beid: „Schwage, hull ut, 't is ve dien' Schwefel!“

Dei Rinne feime grad' ute Schaut, o nu bläwe 's alle stahe o leele nah dem Mann im Fenste. Dei pf Herr seig de Uplop o dachd', sie Hus brennt. Hals

äwe Kopp leim het agelope, o as hei inne Stuw' was, reip hei: „Kerls, seid ihr verrückt?“

„Nee, Herr“, sä det Bue, „äwe Sei sare do, it sähn de Orin int Fenste stelle.“

91. Mal wat anders.

De ull Vandersee was Hofmeister up dem Vollwerk Friedrichswerder, wat tau dem Gaut Wollin heert. Al Sinndag des Morgens ging hei num Dery tum Inspektier, um de Arbeitsdag' vunne Lide autogäwen o tau bereden, wat inne nächste Wäl full makt ware. As hei mal wedder vum Haw' na Hus geht o bi'm Kraug' verbikimmt, lefft hei sich für ne Grosche ne Hirring o nimmt em inne Hand mit. Dunn sieht em de ull Seglersch o reppt: „Meines Lewens, Vandersee, wat wißt du hiet mit dem Hirring?“

„Jo“, seggt hei, „kiek ma, wenn ik de ganz Wäl mutt Fleisch gnage, will ik am Sinndag ud mal geern wat Gauds geneite!“

92. De bätzch Hirring.

Dem ulle Vandersee sie Naber was de kleie Drews, e gaud' Keerl, sehr munter o flink. hei kann aber gill sehr giftig ware, wenn em eie ne Schwernack deed. Denn schmett hei de Miz up de Erd' sprung doarup rum as e Netzelknig o flucht', dat de best Untroffsier dat nich bäter make kann.

Eis was hei im Dery wäst, hedd im Kraug' ne Hirring lefft o dlang em inne Hand nah Hus. In einem Goarde späle zwei Junges mit dem Fliegboge. De eie seggt tum andre: „Kiel, doer kinnt Drews o hett ne Hirring. Scheit doch eis, vüllicht treffst du em.“ De ander deet dat ud, o denn ducke sei sich hindrem Tun.

De Piel, wat ne klein isern Spiz hedd, truff aber nich de Hirring, hei ging in Drews sin Hand, dat glik dat Blaut rüterprüsselt. Dunneraxing, ward dei aber fuchlig! hei schmitt de Hirring up de Erd' o schimpt los, o doarup trampelt hei up dem Hirring rum, dat alles Matsch wurt, o seggt: „So, Krät, nu hiet noch eis!“

93. Ein Hausmittel.

Mutter Scheißch heit tum Baden infiert. Dunn kimmt Naber Panzerich rin o seggt: „Nabersch, ic soll hiet Bodder stahne, o min' Händ' sind wat schwart. Lat mi doch dine Deig utlnäde.“

Aber Mutter Scheißch antwortet: „Wat wißt du? In minem Deig din' Händ' reinmale? Wenn din' Klare so schwart sind, dann nimm ne Strohwipe o Sand o schier die de Knäwle af, ull Säg!“

94. Der gebratene Sperling.

Ein Handwerksbursche ging durch das Dorf, und als im aus einer geöffneten Haustür ein lieblicher Duft entgegenschlug, trat er in den Flur und sah eine Frau, die damit beschäftigt war, Speck zu braten. „Guten Tag, Mutterchen“, sprach er, „ich hätte eine große Bitte.“

Deutsche Heimatbücher.

Schuppitus, Dr. Richard: „Stolp von 1600 bis 1650, Friedensarbeit und Kriegssöte einer pommerschen Stadt.“ 193 S. mit Titelsbild und Karte. Veröffentlichungen für Pommersche Geschichte und Altertumskunde, Ortsgruppe Stolp. In Kommission bei Oskar Gutz in Stolp. Preis kart. 3.— RM.

Ein neues Werk des bekannten Heimatforschers, der sich zur Aufgabe gesetzt hat, in einzelnen Bildern gewissermaßen einen Querschnitt durch die Geschichte Stolps zu geben, durch Stoff und Ausführung besonders fesselnd! Die Anfangsapfel bringt eine überraschende Fülle kulturgeschichtlicher Einzelstatthaben aus dem Berichtszeitraum über die städtische Geldwirtschaft, Gericht und Polizei, Kirche und Schule, Gesundheits- und Fürsorge, Handel und Gewerbe, so daß sich ein lebendiges Bild des damaligen Lebens und Treibens vor den Augen des Lesers formt. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: Die bis ins einzelne gehenden Berichte über die zahlreichen Hexenprozesse Stolps bringen vollkommen neue Tatsachen über dies dunkle Gebiet und werfen ein eigenartiges Licht auf das geistige Leben jener Zeit. Das Mittelstück, „Zwischenpiel“, macht den Versuch, einen Bürgeraufstand vom Jahre 1623 nicht nur zu beschreiben, sondern auf die schlechte Wirtschaftslage der Stadt und die aristokratische Stadtverfassung als maßgebende Ursache zurückzuführen. Fast die Hälfte des Buches ist den vielfältigen Plagen und Nöten gewidmet, die die unglückliche Stadt während des Dreißigjährigen Krieges durch die mehr als zwanzig Jahre anhaltende Besetzung durch kaiserliche und schwedische Truppen zu erdulden hatte. Der Anhang bringt bevölkerungswissenschaftliche Bemerkungen über Einwohnerzahl, Sterbe- und Geburtenziffern und schließlich über den starken Wechsel innerhalb der Bevölkerung, von der im Laufe von zwanzig Jahren mehr als die Hälfte infolge der Kriegswirren ausstarb oder auswanderte und zum großen Teil durch landfremde Familien ersetzt wurde; die ausführlichen Bürgerlisten der Jahre 1619 und 1639 stellen für den Familienforscher eine Fundgrube von ungewöhnlicher Reichhaltigkeit dar. Wer sich mit der Geschichte Pommerns beschäftigt, wird an dem Buch nicht vorübergehen können. Daß die Stadtverwaltung von Stolp in großzügiger Weise die Drucklegung des Werkes ermöglicht hat, sei besonders angemerkt.